

Reinhard Mehring (Berlin)

Überwindung des Ästhetizismus?

Carl Schmitts selbstinquisitorische Romantikkritik

Ernst Hüsmert mit Dank für das Gespräch

Carl Schmitt wollte mit seiner Studie über die *Politische Romantik* nicht nur eine historische „Bewegung“ und Epoche treffen, sondern auch einen existentiellen Habitus, den er historisch-soziologisch am Bürgertum festmachte. Mit dieser 1917/18 verfassten, 1919 erschienenen Studie verwarf er das „lange“ bürgerliche Zeitalter insgesamt. Die Kritik bemerkte bald, dass er dabei auch ein Stück Selbstinquisition betrieb. Nach 1933 stand er dann erneut als politischer Romantiker da (Löwith 1935). Wie berechtigt der Verdacht war, dass Schmitt Selbstinquisition betrieb, lässt sich heute an den frühen Tagebüchern studieren. Die Publikation der Tagebücher und Materialien bis 1919 gibt neuen Anlass, das Frühwerk in seiner Absage an den „Ästhetizismus“ noch einmal vorzunehmen und den Prozess nachzuzeichnen, den sich der junge Schmitt mit der *Politischen Romantik* machte. Dem glänzenden Essay Hugo Balls von 1924 (Ball 1924) über Schmitts Weg in die „Politische Theologie“ ist zwar grundsätzlich wenig hinzuzufügen; im biographischen Kontext steht er aber anders da.

Die folgende Studie ist deshalb kein Beitrag zur historischen Romantikforschung; sie diskutiert auch nicht Schmitts Beitrag, der von den Zeitgenossen durchaus gesehen wurde, sondern rekonstruiert die *Politische Romantik* im autobiographischen Kontext als Selbstkritik. Fluchtpunkt ist der Sprung in den Katholizismus. Diese Rückkehr zur frühen katholischen Prägung, an den identifikatorischen Aufsätzen über Donoso Cortés (Schmitt 1923a, 1950a) festzumachen, liegt jenseits des Rahmens dieser Studie. Überhaupt bleibt der Sprung in den Glauben umstritten.¹ Die erhofften Immunisierungseffekte jedenfalls blieben aus. Schmitt war weiterhin für „politische Romantik“ anfällig.

Man kann sein Frühwerk heute wie einen Bildungsroman lesen. Helmut Quaritsch (Quaritsch 1989) unterschied vier „Grundprägun-

¹ Aus der umfangreichen Literatur Dahlheimer 1998; zur hier vertretenen Gesamtaufassung Mehring 2006.

gen“: Ästhetizismus, Katholizismus, Etatismus und Nationalismus. Lassen sie sich auch durchgängig nachweisen, ist doch nach Erscheinen der frühen Tagebücher eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung möglich, die der literarischen Selbstkritik folgt. Sein Werk wurde Schmitt zur Form der Objektivation, Reflexion und Distanzierung seiner Leiden. Er hielt Gerichtstag über sich, exekutierte seinen frühen „Ästhetizismus“ und entschied sich allmählich für Staat und Kirche, Etatismus und Katholizismus. Zwar deutete sich diese Entscheidung schon mit der – von Ingeborg Villinger (Villinger 1995) eingehend analysierten – pseudonymen Satire *Schattenrisse* und der Habilitationsschrift *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen* (dazu Schmitt 1913; Mehring 2004) an. Doch erst mit den Beiträgen zur Zeitschrift *Summa* und den großen Monographien über die *Politische Romantik* und *Die Diktatur* ist die Jugendkrisis entschieden. Insbesondere die *Politische Romantik* erscheint im Zusammenhang der Tagebücher als Grundschrift der Selbstüberwindung und Option für den Katholizismus. Dies soll ausgehend von den Tagebüchern hier verdeutlicht werden.

I. Abriss der frühen Tagebücher: Schmitts Objektivation seiner Leiden

Das wichtigste Thema der frühen Tagebücher von 1912 bis 1916 ist die Liebe zu Pauline Carita von Dorotic. Zunächst dokumentiert Schmitt sie durch Auszüge intimer Liebesbriefe. Ständig reflektiert er mit und gegen Otto Weininger und Strindberg auf die Sittlichkeit der Liebe. Wie Weininger geht er davon aus, dass „der Liebende in den Mutterschoß zurück will“ (*TB I*, 27). Während Weininger aber auf eine „Typisierung des Mannes“ zielte, sucht Schmitt eine „Typisierung der Frau“ (*TB I*, 38). Dabei orientiert er sich an verbreiteten Stereotypen, entwickelt aber auch eine eigene Sicht. Schmitt will seine Liebe unter der Idee ihrer Ewigkeit sehen, unter der „Cari“ dann „keinen Vorgänger und keinen Nachfolger“ (*TB I*, 43) hat. Er spricht als „Anwalt“ in der „Hingabe an eine Idee“ (*TB I*, 42).

Im zweiten Teil der Tagebücher, vom 13. September 1913 bis zum 13. Februar 1914 geführt, überwiegt der epische Bericht vom Alltag. Schmitt arbeitet ohne festen Lohn als Referendar und Gutachter unter drückenden Geld- und Zukunftssorgen, pendelt zwischen dem „Gericht“ und dem „Geheimrat“ Hugo am Zehnhoff sowie der geliebten

„Cari“ hin und her, malt den Gegensatz von „Cari“ und „Geheimrat“, Bürokratie und Sexualität, phantastisch aus und baut den „Geheimrat“ zum tyrannischen Hoffnungsträger beruflicher Aussichten auf. Ständig schwankt er in seinen Stimmungen. Er will ein „bedeutender Mensch“ werden und hat doch „Angst vor den Juden“ (*TB I*, 140) und seiner Vermieterin, der er die Miete kaum zahlen kann. Schmitt fragt: „Wohin soll ich fliehen; zur katholischen Kirche. Aber ich kann doch nicht“ (*TB I*, 157). Auch der Kriegsausbruch ändert am aufreibenden Alltag zunächst wenig. Schmitt hofft zwar auf militärische Erfolge, fürchtet die Russen, nimmt aber wenig Partei. „Misstrauen gegen Cari“ (*TB I*, 169) meldet sich. Das Verhältnis zum Geheimrat ist belastet. Der engste Freund, Fritz Eisler, fällt bei Kriegsbeginn am 27. September 1914. Zunehmend leidet Schmitt unter seinen Abhängigkeiten. Zu allem Unglück wird Cari eines Diebstahls bezichtigt und polizeilich vernommen. Trotz jüdischer Freunde findet Schmitt die Antwort auf seine Wirrungen damals auch in der „Wut über die Juden“. Halt sucht er vor allem in seiner Liebe zu Cari, die er nicht in Frage stellt. Diese Düsseldorfer Krisenjahre enden glücklich mit dem Assessorexamen, der Heirat und dem Wechsel als Soldat in die Garnison nach München.

Dort ist das „Leben in der Kaserne“ zunächst die Hölle (*TB II*, 23). Schmitt erlebt den „Gott dieser Welt“ (*TB II*, 28 f.), das Recht, von der Seite der „Vernichtung des Einzelnen“ (*TB II*, 64, vgl. 130). Bald holt ihn sein Straßburger Lehrer Fritz van Calker² aber ins Generalkommando. An die Stelle des Geheimrats tritt dort ein „Hauptmann“. Schmitt leidet nun am „Gegensatz zwischen dem Generalkommando und Cari“ (*TB II*, 72). „Militär und Ehe; zwei schöne Institutionen“,

2 Schmitt widmete seinem Straßburger Lehrer und Doktorvater zwar seine zweite Monographie *Gesetz und Urteil* von 1912. Der Name Fritz van Calkers ist dann aber aus Schmitts Werk geradezu getilgt. Erst aus den Tagebüchern wird ersichtlich, was Calker für Schmitt tat. Er rettete ihn aus seinem Düsseldorfer Ehedrama nach München und bewahrte ihn vor der Front. Er ermöglichte ihm die Straßburger Habilitation und wirkte weiter förderlich. Calker lehrte Schmitt auch eine politische Betrachtung des Rechts. Wie aus einem erhaltenen Brief Calkers an Schmitt vom 30. 10. 1922 hervorgeht (*Nachlass*, RW 265-2492), planten beide zusammen einst eine gemeinsame „Einführung in die Politik“. Im Erscheinungsjahr der Erstfassung des *Begriffs des Politischen* publizierte Calker seine *Einführung in die Politik* (Calker 1927). Er setzte sich 1933 noch beim nationalsozialistischen Justizminister Hans Frank, einem einstigen Schüler, für eine Berufung Schmitts ein (Brief van Calkers vom 14. 6. 1933 an Schmitt [*Nachlass*, RW 265-2493]). So verbindet Schmitt mit Hans Frank, seinem wichtigsten nationalsozialistischen Mentor, auch der akademische Lehrer.

vermerkt er ironisch (*TB II*, 90, vgl. S. 106). Er lebt in der ständigen Angst, seine langweilige Tätigkeit als Zensor gegen die Front eintauschen zu müssen, und streitet sich mit seiner angebeteten Frau. Er verachtet Krieg und Militär und hasst den „preußischen Militarismus“; er nimmt den „Mechanismus des täglichen Berufslebens“ (*TB II*, 64) als „Gefängnis“ wahr, obgleich er mittags meist wieder draußen ist. Regelmäßig trifft er sich mit Freunden. Insbesondere Georg Eisler, ein jüdischer Freund, Bruder des verstorbenen Fritz, unterstützt ihn finanziell.³ Unter der Bank schreibt Schmitt seine Studie über Theodor Däublers *Nordlicht*-Dichtung (Schmitt 1916). Für die „Kerls in Berlin“ will er sich nicht totschiessen lassen (*TB II*, 71). Pazifistischer Literatur aber erteilt er die „Beschlagnahmeverfügung“ (*TB II*, 73). Dabei schämt er sich seiner Tätigkeit als Zensor (*TB II*, 85). „Pfingstsonntag. Den ganzen Tag auf dem Büro. Es ist entsetzlich, so eingespannt zu sein; eine lächerlich dumme Arbeit, Polizeistunden-Verfügungen, albern“ (*TB II*, 72). Schmitt erlebt den Krieg 1915 mehr als Papierkrieg. Der Frontverlauf findet in seinen Tagebüchern nicht statt. Von den „Ideen von 1914“ oder glühendem Nationalismus und Etatismus findet sich kaum eine Spur.

Durch die Tätigkeit als Zensor lernt Schmitt die literarische Avantgarde genauer kennen. Mit ästhetischem Gefallen liest er manche Schriften, die er dann verbietet. Am 6. September 1915 stellt er noch kategorisch fest: „Ich werde mich in einer Stunde vor Wut über meine Nichtigkeit erschießen“ (*TB II*, 125). Doch am nächsten Tag erhält er die Zusage für das Däubler-Buch und den Auftrag, einen Bericht über das Belagerungszustands-Gesetz zu schreiben. Höhnisch kommentiert er: „Begründen, dass man den Belagerungszustand noch einige Jahre nach dem Krieg beibehält. Ausgerechnet ich! Wofür mich die Vorsehung noch bestimmt hat“ (*TB II*, 125). Das Thema bahnt ihm den weiteren Weg (Schmitt 1916bcd, 1921b). Die Diagnose einer Verschiebung der Gewaltenverhältnisse wird seine wichtigste verfassungspolitische Einsicht. Schmitt empfindet damals noch, „wie berechtigt es ist, vor dem Militärregime Angst zu haben und eine Trennung der Gewalten und gegenseitigen Kontrollen einzuführen“ (*TB II*, 135). Später wird er die Wendung zum Exekutiv- und Maßnahmestaat bejahren (vgl. Mehring 2006, 49 ff.). Fritz van Calker schlägt ein „Habilitati-

3 Für die Frage nach Schmitts Antisemitismus ist dies nicht unwichtig. Schmitt arbeitete gutachterlich für Eisler. Zahlreiche Briefe sind erhalten, so dass sich dieses Verhältnis genauer studieren ließe. Das anwaltliche Wirken Schmitts ist noch weitgehend unbekannt.

onsgesuch nach Straßburg“ (*TB II*, 157) vor, was Schmitt begeistert aufnimmt. Die Rückkehr nach Straßburg erscheint ihm als paradiesischer „Traum“ (*TB II*, 157). „Das ist das richtige Leben“ (*TB II*, 162), notiert er. Seine schnelle Karriere in der Weimarer Republik wurde gerade durch die frühen Kontaktnetze ermöglicht, die in den Tagebüchern so gespenstisch begehnen.

Unentwegt rätselt Schmitt über seinen problematischen Charakter. Er empfindet sich als „Prolet“ und möchte ein Buch schreiben: „Der Prolet, oder: Der Plebejer. [...] Sein Instinkt: sich zu ducken und sich zu strecken, wie es kommt. Er ist ad alterum“ (*TB II*, 124, dazu vgl. 448). Was er an sich bemerkt, rechnet er immer wieder auch Richard Wagner und dem Judentum zu: die „Abhängigkeit von der Meinung anderer“ (*TB II*, 173). Das Spiegelgefecht um Selbst- und Fremdhass, Freund-Feind-Identifikationen, treibt Schmitt in diesen frühen Tagebüchern bis zur Selbstparodie. Im Licht von Nietzsches Wagnerkritik nimmt er Wagners antisemitische Disjunktion von Wagnerianismus und Judentum zurück, wenn er beiden das gleiche Syndrom, die gleiche Abhängigkeit von der Meinung der anderen unterstellt. Den Vater des modernen, postchristlichen Antisemitismus, Wagner, bezeichnet er seinerseits als „Juden“ (*TB II*, 115) und betrachtet ihn als „eine rein interne jüdische Angelegenheit“ (*TB II*, 164). Ein „geistiges Deutschland ohne Juden“ erschreckt ihn aber: der „Verleger Lehmann, ein paar Generalmajore und Universitätsprofessoren, Bergwerksdirektoren als Verkünder des geistigen Deutschland“ (*TB II*, 178). Viel Literatur steckt in diesem Antisemitismus. Schmitt vertritt ihn als Spiegelgefecht in der literarischen Tradition Heines, Wagners und Friedrich Nietzsches. Aus den Verstrickungen der modernen Weltanschauungen, die er in einen Topf wirft (vgl. *TB II*, 176), flüchtet er zum Katholizismus. So ärgerlich aber vieles auch klingt, muss man doch nicht alles auf die Goldwaage legen. Schmitt sieht das Judentum damals schon ein Stück weit als „eigne Frage als Gestalt“ (Schmitt 1950b, 90) an.

Schon durch seine Tagebücher distanziert er sich allmählich von seinen Leiden. Er wechselt dann das literarische Genre und bricht sein Tagebuch ab – wann genau ist unklar –, weil er stärkere Formen der Distanzierung gefunden hat. Das Psychogramm der Wirrnis endet in der reflexiven Objektivation der eigenen Lage und Problematik, durch die Schmitt seine existentielle Krise allmählich distanziert und überwindet. In Beiträgen zur – von Franz Blei herausgegebenen – Zeitschrift *Summa* (in: *TB II*, 432-471) konfrontiert er einen satirischen

„geschichtsphilosophischen Versuch“ über „Die Buribunken“ mit einer theologisch anspruchsvollen „scholastischen Erwägung“ über „Die Sichtbarkeit der Kirche“. Parallel zu dieser Romantikkritik veröffentlicht Schmitt die Autobiographie eines christlichen Romantikers, mit dem er zu sympathisieren scheint (*TB II*, 474-475). Ein normatives Konzept hat er damals schon durch seine rechtsphilosophischen Besinnungen, weshalb er Geschichtsphilosophie und Scholastik auch über die Verhältnisbestimmung von „Macht und Recht“ vermittelt. Für den Sprung in den Glauben ist ihm damals die Begegnung mit Theodor Haecker und Kierkegaard wichtig. In diese Münchener Militärzeit fällt die Entscheidung für Etatismus und Katholizismus, die er seinen existentiellen Krisen abrang. Wir sehen eine doppelte Fluchtbewegung: eine Flucht aus der Zeit und in die Zeit. Schmitt flieht in die Zeit, indem er sich von seinem ruinösen Privatleben abwendet und dem gegenrevolutionären Staat verschreibt. Und er flieht aus der Zeit: zum Katholizismus, wie es sein Dadaistenfreund Hugo Ball in seinen Tagebüchern *Flucht aus der Zeit* (Ball 1946) damals beschrieb.

II. Metaphysische Romantikkritik

Die Tagebücher lehren uns die frühen großen Monographien neu sehen: die Studie über *Die Diktatur* von 1921, die den Etatismus besiegelt und Schmitt staatsrechtlich etabliert (vgl. Braun/Pesch 2001), sowie die kürzere, 1917/18 entstandene und 1919 erschienene Monographie über die *Politische Romantik*, die die Absage an die „Buribunken“, diesen Idealtyp romantischer Subjektivität, im Namen des Katholizismus komplexer durcharbeitet. Schon „Die Buribunken“ zielten auf eine Kritik der modernen Subjektivität, die die *Politische Romantik* dann ausführt. Schmitt analysiert die Epoche hier im Spiegel repräsentativer Vertreter und distanziert seinen zeitgenössischen Gegenstand im Licht einer historischen Parallele. Statt „Romantiker“ ließe sich auch „Buribunke“ oder „Schmitt“ einsetzen. Der Typus des Romantikers begegnete ihm damals in Münchner Intellektuellen- und Literatenkreisen. Es ist Schmitt selbst, der Gericht hält: Schmitt gegen Carl oder, genauer: gegen Dorotic. In den Tagebüchern heißt es am 31. März 1915 schon: „Ich will ein Buch schreiben unter dem Pseudonym Carl Dorotic“ (*TB II*, 37, vgl. 173). Nun tut er ähnliches, am Abend seiner ersten Ehe, in kritischer Absicht, analog des späten Rousseau. Seine zwischenzeitige Annahme eines Doppelnamens, die

ihm viel Spott einbrachte, muss nicht nur als Hochstapelei, sondern kann auch als Selbstinquisition gedeutet werden. Schmitt treibt sich mit der *Politischen Romantik* den Namen Dorotic aus, den er zwischen 1916 und 1921 angenommen hat. Dieses Gericht deutet sich schon in der geschichtsphilosophischen Satire an, in der ein gewisser „Schmitt“ als Widersacher der Buribunken in den Fußnoten scholastischen Einspruch erhebt (vgl. *TB II*, 455, 470).

Im Zentrum der Studie steht eine Analyse der „Struktur des romantischen Geistes“, die von zwei Kapiteln zur politischen Romantik umklammert wird. Einleitend sucht Schmitt eine neue „Definition“ jenseits der überlieferten „deutschen“ und „französischen“ Auffassung, für die Rudolf Haym und die Hegelianer sowie Ernest Seillière stehen. Er grenzt seine Studie insbesondere auf Friedrich Schlegel und Adam Müller ein, zieht aber weitere Autoren wie Novalis ständig hinzu. Dann nähert er sich der „Struktur“ über die „äußere Situation“, die er am Beispiel der opportunistischen politischen Biographie Adam Müllers skizziert, und rekonstruiert abschließend von der „Struktur“ her die Staatsanschauung.

Schmitt analysiert die „Struktur des romantischen Geistes“ in zwei Kapiteln: „La recherche de la Réalité“ und „Die occasionalistische Struktur der Romantik“. Für seinen Ansatz ist das erste besonders wichtig, das vom „philosophischen Problem des Zeitalters“ ausgeht. Schmitt benennt es als den „Gegensatz von Denken und Sein und die Irrationalität des Realen“. Er betrachtet den „romantischen Geist“ also im Rahmen der „metaphysischen Entscheidung“ (Schmitt 1995, 146, 1938) für die neuzeitliche Philosophie. Jahre später wird er dieses Thema in Arbeiten zu Descartes und Hobbes erneut aufnehmen. Seine Problemsicht lässt sich noch im Kontext des zeitgenössischen Neukantianismus sehen, der Schmitt in Straßburg durch seinen Lehrer Fritz van Calker entgegentrat. Auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie hatte damals das Werk Rudolf Stammlers großen Einfluss (vgl. dazu Larenz 1931, 1938). Zu dieser Diskussionslage äußerte sich Schmitt auch in seiner Habilitationsschrift sowie einer umfangreicheren Besprechung von Julius Binder (Schmitt 1916e).

Er sieht die Romantik also im Kontext der philosophischen Kritik des neuzeitlichen Dualismus und Neukantianismus. In sein Tagebuch notiert er wiederholt, er wolle über „Dualismus“ schreiben. Philosophiegeschichtlich ist es gängig, die zeitgenössische „Lebensphilosophie“ als eine Antwort auf den Neukantianismus aufzufassen, die den Gegensatz von „Denken und Sein“ durch einen Ansatz beim „Leben“

aufhob. Das „Leben“ erschien hier als die metaphysisch umfassende Kategorie (vgl. nur Dilthey 1931). Schmitt akzeptiert diese Rationalismuskritik, wenn er von der „Irrationalität des Realen“ ausgeht. Er betrachtet den Rekurs auf „das Leben“ aber als eine romantische Ausflucht, die in den Liberalismus führte (vgl. Schmitt 1950a, 33; Schmitt 1923b, 58 ff.; Böckenförde 1995, 134 ff.), und nennt „das Reale“ weiterhin „Gott“. Er geht also hinter das Rationalismusproblem der neuzeitlichen Philosophie auf „Gott“ als „die höchste Realität der alten Metaphysik“ zurück und betrachtet die romantische Philosophie als scheiternden Versuch, vor dem alten Glauben auszuweichen. Schmitt spricht von einer romantischen „Vertretung“ des alten Gottes „durch zwei neue Realitäten: das Volk und die Geschichte“. An die Stelle Gottes treten zwei neue „Demiurgen“.

Hier entscheidet sich nicht nur der Deutungsanspruch der Studie *Politische Romantik*, sondern auch Schmitts Sprung in den Glauben. Schmitt will eine neue „Definition“ entwickeln, die von der romantischen Lösung des cartesianischen Dualismus ausgeht. Er gibt der Romantik eine echte „Suche“ nach einem absoluten Grund zu, meint aber, dass sie in neue „Demiurgen“ auswich und so die „Irrationalität des Realen“ verzeichnete. Diesen Wandel betrachtet Schmitt zunächst im Feld der „Ontologie“, wobei er die philosophische Umbildung der Ontologie durch Kant und die nachkantische Philosophie aber nur flüchtig skizziert. Juristisch knapp sieht er die ontologischen Konsequenzen nur als praktischen „Legitimationspunkt“ (PR 49) an. Er meint, dass die Romantik die theoretischen Probleme ignorierte und „Volk“ und „Geschichte“ als praktische „Demiurgen“ hypostasierte. Schmitt gibt dem Romantiker zwar zu, dass er „Volk“ und „Geschichte“ sucht; er meint aber, dass er diese neuen Legitimationspunkte nicht als politische „Wirklichkeit“ akzeptierte, sondern nur zum Anlass seines Möglichkeitssinns nahm. Wenn Schmitt dieses Verhältnis zu den neuen „Demiurgen“ eingehender erörtert, schwenkt er in die Romantikkritik Hegels⁴ und der Hegelianer ein, die er zustimmend erwähnt. Hegel betrachtete die romantische Bewegung als praktische Konsequenz aus Fichtes „subjektivem Idealismus“ und kritisierte die „Hauptgestalten dieser Subjektivität“⁵ moralphilosophisch, wobei er bereits ähnliche, scharf polemische Ansichten vertrat. Schmitt unter-

4 Die Nähen Schmitts zu Hegels Romantikkritik waren der Ausgangspunkt meiner Dissertation (Mehring 1989). Karl-Heinz Bohrer (Bohrer 1989, 284-311) arbeitete diese Nähen genauer heraus.

5 Dazu vgl. nur Hegel 1970, Bd. VII, 265 ff. (§ 140).

scheidet von Hegel eigentlich nur die Annahme einer „Irrationalität“ Gottes. Beide eint die Überzeugung, dass der fehlende christliche Halt auch das Verhältnis zu „Volk“ und „Geschichte“ trübte. Beide vertreten eine christliche Romantikkritik, die Schmitt, anders als Hegel, in der Linie der katholischen Gegenrevolution profiliert.

Das Volk bezeichnet er dabei als „revolutionären“, die Geschichte als „konservativen“ Demiurgen. Schmitt deutet eine politische Interpretation an, ohne bereits über seine spätere Auffassung vom „politischen“ Begriff als „polemischem“ Gegenbegriff zu verfügen: Indem die Romantiker die Französische Revolution mit einer Wendung zur „Geschichte“ beantworteten, übernahmen sie als gegenrevolutionäre Bewegung auch revolutionäre Voraussetzungen des Gegners. Sie blieben ihm gewissermaßen in der bestimmten Negation dialektisch verbunden. Schon unter diesen Voraussetzungen war der christliche Halt verloren, meint Schmitt.

Wichtiger noch ist ihm aber die philosophische Selbstinthronisierung des Individuums, die auch Hegel betonte: Der romantische Versuch, sich als „geniales Subjekt“ an die Stelle Gottes zu setzen, konnte nur zu phantastischen „Konstruktionen“ führen. „Der Wille zur Realität endete im Schein“ (PR 74). Das romantische Selbstgefühl vermochte sich deshalb nur durch „Ironie und Intrigue“ (PR 66 ff.) gegen die Wirklichkeit zu behaupten.

Schmitt stellt die Romantik geistesgeschichtlich sehr nuanciert dar. So betont er Differenzen zum christlichen Konservatismus von Bonald, Maistre und Burke einerseits und zu Hegel und dem Hegelianismus andererseits, wobei er Julius Stahl noch als christlichen „Feind“ (PR 57) Hegels anerkennt. Später wird er Stahl seinerseits zum jüdischen „Feind“ erklären.

Im zweiten Kapitel der Strukturanalyse, „Die occasionalistische Struktur der Romantik“ überschrieben, verdeutlicht er die romantische Haltung zur Wirklichkeit, indem er sie mit dem klassischen Okkasionalismus vergleicht. Geulincx und Malebranche antworteten auf Descartes. Sie fanden das neuzeitliche Problem des Dualismus vor und begaben sich auf die Suche nach einem „wahren Grund“ und der „wahren Realität“. Anders als die Romantiker machten sie diese Suche aber nicht an modernen Demiurgen fest, sondern bezogen sich traditionell auf „Gott“. Die Romantiker wichen vor dieser „Identifikation“ in eine Lehre vom „Gegensatz“ aus und entwickelten ein ganzes Kaleidoskop polarer Begriffe, um der notwendigen Annahme einer

„wahren Ursache“ zu entkommen.⁶ Sie gelangten deshalb, so Schmitt, nicht zu einer moralisch-politisch stabilen „Identifikation mit dem Volk oder der Geschichte“ (PR 85). Trotzdem endete die romantische Bewegung nicht in einem sozialen Desaster. Im bürgerlichen Zeitalter fand sie breite Resonanz. Die Bewegung endete „im Biedermeier“. Spöttisch bemerkt Schmitt: „Der Romantiker hasste den Philister. Aber es stellte sich heraus, dass der Philister den Romantiker liebte“ (PR 87). Ähnlich erging es Schmitt. Auch er fand vielfältige Förderung.

Seine Stellung zum klassischen Okkasionalismus wird nicht ganz deutlich. Damit fehlt eine klare Stellungnahme zum cartesianischen Rahmen insgesamt. Sieht Schmitt noch philosophische Möglichkeiten, den „Irrationalismus des Realen“ auch im Rahmen der neuzeitlichen Philosophie zu vertreten? Oder ist er der Auffassung, dass das philosophische Grundproblem sich nur durch einen Schritt zurück hinter die Neuzeit und Sprung in den alten Glauben lösen lasse? Mag die *Politische Romantik* hier auch nur Andeutungen geben, ist sie doch unstrittig eine philosophische Besinnung auf die Probleme. Schmitt schiebt die neuzeitliche Subjektivität nicht dogmatisch beiseite, sondern sucht metaphysische Probleme in den frühen Weichenstellungen auf. Damit geht er über die Beiträge zur Zeitschrift *Summa* hinaus, und die *Politische Romantik* wird zur wichtigsten metaphysischen Stellungnahme des Frühwerks. Hier reflektiert Schmitt seine existentiellen Fragen philosophisch durch und entwickelt den geistesgeschichtlichen Referenzraum, den er dann in der *Politischen Theologie* und anderen Schriften – zu Cortés, Lorenz von Stein und anderen Autoren des Vormärz (Schmitt 1930; 1995, 156-160; 1950ab) – festhält. Er macht Probleme und Debatten im Ursprung der romantischen Bewegung aus, in einer „Konstellation“ (Henrich 1991), die er später in die frühneuzeitliche Philosophie einerseits und die Ideengeschichte des Vormärz andererseits – Hobbes und Cortés – verlängert. So ist die *Politische Romantik* ein geistesgeschichtliches Laboratorium, in dem die Problemkonstellationen und Ausgangsfragen noch zu studieren sind, die Schmitt bald im Rahmen seines verfassungsgeschichtlichen Gesamtbildes dogmatisiert.

Mit der „Struktur des romantischen Geistes“ ist die Definition gegeben, von der her Schmitt die politischen Anschauungen und Haltungen

6 Schmitt zeigte dies noch in einer negativen Besprechung von Friedrich Meineckes *Idee der Staatsräson* (Schmitt 1926a) auf und identifizierte Meinecke damit als Romantiker.

gen der Romantik auffasst. Der letzte Teil „Politische Romantik“ geht dafür insbesondere die Schriften Adam Müllers polemisch durch. Schmitt nimmt sie nicht ganz ernst, weil ihnen der „Glaube an das Recht“ (PR 114) fehle. „Nur als oratorische Leistung darf man Müllers Argumentation beurteilen“ (PR 128), schreibt er und analysiert mehr Müllers Stil als dessen Staatsanschauung. Eine neue Wendung erhält die Studie dann am Ende, wenn sie ausführlich auf David Friedrich Strauß zu sprechen kommt (PR 148 ff.). Schmitt schreitet damit zur Ideengeschichte um 1848, auf die er sich später konzentrieren wird. Dabei erörtert er nicht die bekannten Schriften über das *Leben Jesu* oder den „alten und neuen Glauben“, sondern ein weniger bekanntes Buch von 1847 (Strauß 1847) über den römischen Kaiser Julian, das aktuell auf Friedrich Wilhelm IV., den „Romantiker auf dem Thron“ (vgl. Baumgart 2000) zielte. Schmitt zeigt, dass Strauß die Religionspolitik Julians von seinen romantischen Auffassungen her verzeichnete. Er unterstellte dem römischen Kaiser politische Absichten, die aber rein religiös begründet waren (PR 158). Er machte Julian zu einem Romantiker, der er nicht war, weil er den preußischen König mit einem verkürzten Romantikbegriff treffen wollte. Schmitt berührt hier schon sein späteres Thema der „historischen Parallele“ (vgl. PR 147 f.; Schmitt 1950a, 92 ff.) der Spätantike zur Gegenwart, bezieht aber religionspolitisch nicht eindeutig gegen Julian Stellung. Eher zeigt er, dass die Kritik im Rahmen romantischer Voraussetzungen schwächer war, als sie sein konnte. Strauß spielt denn auch in Schmitts diversen geistesgeschichtlichen Spiegelungen der Konstellation um 1848 nur eine Nebenrolle (vgl. Schmitt 1950a, 97 f.).

Zwar ist die philosophische Antwort der *Politischen Romantik* insgesamt noch nicht ganz klar. Deutlich ist aber, dass Schmitt die romantische Lösung scharf verwirft, metaphysische Probleme erörtert, eine Reihe von historischen Lösungen anbietet und Weichen für seine weitere Beschäftigung mit der „metaphysischen Entscheidung“ der Neuzeit stellt. Später blendet er eine philosophische Diskussion seiner Fragen zwar ab (vgl. Mehring 2005). Seine Problemsicht der frühneuzeitlichen Philosophie wirkte aber auf Autoren wie Leo Strauss, Hans Blumenberg oder auch Rainer Specht.

Hugo Ball erfasste Schmitts Problemstellung 1924 schon von der *Politischen Theologie* und dem Essay *Römischer Katholizismus und politische Form* her mit großer Klarheit und Wortgewalt. Er sah bereits sehr deutlich, dass der „Todfeind der Romantik“ die „irrationale Gefahr seines eigenen schöpferischen Fonds“ (Ball 1924, 265) be-

kämpfte und das Irrationalismusproblem zu lösen suchte. Ball rekonstruierte Schmitts metaphysischen Ansatz bei der „Irrationalität des Realen“, verdeutlichte ihn scholastisch und betrachtete ihn als „Konsequenz des Weges, den die Romantik selbst einschlug“ (Ball 1924, 269). Sehr prägnant formulierte er auch die Stabilisierungshoffnung, die Schmitt mit seiner metaphysischen Entscheidung verband: Ball bezeichnete „Schmitt selbst als einen Rationalisten in der staatlichen, als Irrationalisten aber in der theologischen Reihe“, der seine „rationale Kraft“ gerade von der „irrationalen Größe der Kirche und ihrer juristischen Form bezieht“ (Ball 1924, 276). Er meinte auch, dass „die theologische Form des Systems nicht von Anfang an da ist, nicht aus einem festgegründeten Glauben, sondern aus Konsequenzen entsteht“ (Ball 1924, 276). Deshalb nannte er Schmitt einen „Ideologen“, der sich durch Metaphysik rettet. Zusammenfassend schreibt er: „Die Einheit des Schmittschen Werkes beruht in der Erhellung der Vernunftbeziehungen zum Übervernünftigen als ihrem Formprinzip. Diese Beziehungen aber sind akkurat die Beziehungen der Jurisprudenz zur Theologie“ (Ball 1924, 282). Damit formulierte Ball schon sehr deutlich, dass es eine Irrationalismuserfahrung war, die Schmitt in die „Politischen Theologie“ trieb und ein „persönliches, fast ein privates System“ (Ball 1924, 263) vertreten ließ. 1925 zerbrach dann der freundschaftliche Kontakt, weil Schmitt eine negative Besprechung von Hugo Balls *Folgen der Reformation* veranlasst hatte (dazu vgl. Wacker 1994; 1996).

III. Romantische Nachklänge

1924 konnte Hugo Ball auf eine abgeschlossene Entwicklung zurückblicken. Schmitts Option für die katholische Gegenrevolution war aber 1919 noch nicht so besiegelt. Mit dem Erscheinen der *Politischen Romantik* war das Thema und Problem noch nicht erledigt. Auch existentiell war es nicht bewältigt. Der „Ästhetizismus“ blieb eine „Grundprägung“, literarische Stärke und charakterliche Schwäche. Was Schmitt an Adam Müller kritisierte, holte ihn selbst immer wieder ein: die Anfälligkeit für Opportunismus und Romantizismus. Höhepunkt war sein „Kampf gegen den jüdischen Geist“ (Schmitt 1936), bei dem diverse Topoi der Romantikkritik in romantischer Überspannung wiederkehrten. Nirgendwo sonst argumentierte Schmitt derart

romantisch, im Sinne seiner Kategorien, wie in diesem verblendeten Zeugnis des Antisemitismus.

Die *Politische Romantik* ging dem eigenen, biographisch erlittenen Irrationalismus, Okkasionalismus und Opportunismus auf den Grund. Durch dieses Buch hoffte Schmitt seine Labilität besiegt und sicheren religiösen Grund gefunden zu haben. Die Studie war deshalb auch nicht leicht zu verstehen. Ihr „geistesgeschichtlicher“ Ansatz, die Auseinandersetzung von den politischen Anschauungen auf die „metaphysische“ Haltung zu verlegen, wurde von prominenten Rezensenten literaturgeschichtlich, historisch und soziologisch für ergänzungsbedürftig erachtet, aber doch insgesamt wohlwollend aufgenommen.⁷

1921 veröffentlichte Schmitt in der *Historischen Zeitschrift* einen Aufsatz „Politische Theorie der Romantik“, in den die weitere Beschäftigung mit der neuzeitlichen Staatsphilosophie einging, die er damals in seinen Vorlesungen sowie in der *Diktatur* vertrat. Spinoza und Rousseau wurden ihm nun erst zum Thema. Damals beabsichtigte er noch „eine ausführlichere Darlegung des historischen Zusammenhanges“ (Schmitt 1921a, 387 Anm.) von Okkasionalismus und Romantik, zu der es aber nach den Berufungen nach Greifswald und Bonn nicht mehr kam. Schmitt arbeitete den Aufsatz aber noch in die zweite Auflage der *Politischen Romantik* von 1925 ein und übernahm seine Typisierung von „vier verschiedenen Arten der Reaktion gegen den modernen Rationalismus“ (PR II, 79-86) dort in das zentrale Kapitel „La recherche de la Réalité“. Dabei unterschied er vier Gegenbewegungen: eine philosophische (Spinoza, Hegel), eine mystisch-religiöse, eine historisch-traditionalistische (Vico) und eine gefühlsmäßig-ästhetizistische (Shaftesbury und die Romantik) und zielte damit auf eine weitere Verdeutlichung des romantischen Sonderwegs, die den Gegensatz zur Staatsphilosophie der Gegenrevolution betonte.

Das Vorwort zur zweiten Auflage der *Politischen Romantik*, September 1924 datiert, damals auch gesondert im *Hochland* erschienen, verdeutlicht den definitorischen Anspruch, die Romantik als „geistige Bewegung metaphysisch und moralisch ernst“ (PR II, 7) zu nehmen,

7 Besprechungen u. a. Meinecke 1920, Masur 1926, Rothfels 1926 Lukács 1928. Eine besonders intensive Reaktion ist auch der fünfseitige Brief von Curtius an Schmitt vom 18. 1. 1921 (*Nachlass*, RW 265-2689). Ohne das freundliche Urteil von Meinecke hätte Schmitts Aufsatz über die „Politische Theorie der Romantik“ vermutlich nicht in der *Historischen Zeitschrift* erscheinen können. Schmitt äußerte sich aber schon in der *Politischen Romantik* über Meineckes *Welibürgertum und Nationalstaat* negativ (PR 9, 17) und verriss später dessen *Idee der Staatsraison* geradezu brutal.

bringt sie auf die „metaphysische Formel“ (PR II, 23) vom „subjektiven Occasionalismus“, betont mit Taine den „bürgerlichen“ Charakter der Romantik (PR II, 16ff.) und bestreitet dem bürgerlichen Zeitalter, eine „große Form“, einen eigenen „Stil“ der „Repräsentation“ gefunden zu haben (PR II, 18ff.). Die Romantik sei nur ein Phänomen der „Säkularisierung“ (PR II, 23); sie verlege die „letzte Instanz [...] von Gott weg in das geniale ‚Ich‘“ (PR II, 24) und schaffe eine „Welt ohne Substanz“, in der die „Priester“ der neuen Metaphysik zu deren „Schlachtopfern“ (PR II, 27) würden. Schmitt nennt Byron (vgl. Murray 1924, 25ff.), Baudelaire und Nietzsche und denkt wohl auch an sich. Das neue Vorwort spitzt die *Politische Romantik* politisch-theologisch zu, wofür die *Politische Theologie* weitere begriffliche Instrumente geschaffen hatte. Für die Auseinandersetzung mit Taine verweist es auf eine Dissertation von Kathleen Murray über *Taine und die englische Romantik*.

Dahinter steckt ein eigener romantischer Roman. Schmitt trennte sich Anfang der 20er Jahre im Zusammenhang mit einer intensiven Liebesbeziehung zu der Irin Murray von seiner ersten Frau. Sein Ehedrama verarbeitete er auch im Entwurf einer romantischen Novelle „Der treue Zigeuner“ (Schmitt 2001),⁸ deren Ausarbeitung er damals im Gespräch mit Franz Blei ernstlich erwog. Ein treuer Ehemann ist dort der betrogene Lastesel für eine scheinheilige, umschwärmte Frau. Parallel arbeitete Schmitt an der Dissertation von Murray koautor-schaftlich mit. Darüber entstand sein Kontakt mit Ernst Robert Curtius, der aus einigen⁹ veröffentlichten Briefen (Nagel 1981) zwar bekannt ist, in seinem engen Sachbezug zur Dissertationsangelegenheit Murray aber bisher kaum gesehen wurde. Das fachliche Gespräch ist nicht zuletzt eine Fassade für die diskrete Erörterung einer heiklen Angelegenheit. Am 8. November 1921¹⁰ schreibt Murray aus Köln an

8 Ausführlicher zur Handlung: Eine Frau sucht durch eine Pilgerreise Absolution für ihre Sünden zu erlangen. Ihr Mann, der treue Zigeuner, muss sie tragen. Auf der Reise verfallen diverse Männer der verführerischen Anmut. Mann und Frau sterben. Posthum streitet sich die Welt um die „Heiligsprechung“ der verführerischen Frau, die ihre Umwelt zu bezaubern weiß. Schmitt zeichnet sich im Entwurf als Zigeuner in der Rolle eines betrogenen Lastesels und karikiert den öffentlichen Streit um die Wertung der Geschichte auch aus der Sicht eines „advocatus diaboli“, wobei er die Idealisierung der Frau auf deren Anziehungskraft und scheinbare Naivität zurückführt.

9 Die Edition ist nicht vollständig. In Schmitts Nachlass befinden sich weitere Briefe und Karten von Curtius bis 1924, die hier berücksichtigt sind. Zur Biographie Curtius' vgl. Lausberg 1993.

10 Nachlass, RW 265-10058.

Schmitt über den Stand, dass der Bonner Anglist Wilhelm Dibelius¹¹ eine Promotion in der Anglistik abgelehnt habe, weil die Romanistik zuständig sei; er habe einen Wechsel zu Curtius in Marburg empfohlen. Schmitt schreibt daraufhin sofort an Curtius, der schon am 11. November 1921 antwortet und den Kontakt mit Murray aufzunehmen verspricht. Zwischen dem 11. November und Mai 1922 schreibt Curtius nicht weniger als vierzehn teils seitenlange Briefe an Schmitt. Hinter dem gemeinsamen Gespräch über die Romantik taucht die Promotionsangelegenheit Murray überall auf. Der Zweck des Briefwechsels ist diese Angelegenheit. Curtius ahnt wohl einige Hintergründe, denn er hält Schmitt über das Befinden auf Stand.

Am 6. Dezember 1921 heißt es: „Miss Murray kam gestern abend weinend zu mir. Sie hatte eine schlechte Nachricht (nicht von zuhause) empfangen, über die sie sich nicht näher aussprechen wollte. Sie schien vollkommen fassungslos und tat mir sehr leid.“ Am 9. Dezember vermeldet Curtius eine gewisse Beruhigung. Am 18. Dezember schreibt er: „Miss Murray brachte mir neulich Fragmente ihrer Arbeit, die zu meiner freudigen Überraschung ganz vorzüglich sind.“ Am 31. Januar fasst er die Promotion für den 1. März ins Auge und verkündet: „Ich werde ihre Arbeit mit dem besten Prädikat zensieren.“ Vom 18. Februar ist ein Briefentwurf Schmitts¹² erhalten, der, soweit lesbar, nicht auf Murray eingeht. Vermutlich schrieb Schmitt damals auch. Denn schon am 20. Februar meldet Curtius umgehend: „Schwierigkeiten der Promotion von Murray beseitigt.“ Damals teilt er Murray mit, dass er mit der Arbeit „außerordentlich zufrieden“ sei. Nur „einige kleinere Nachbesserungen“ seien nötig. „Dann können Sie die Arbeit gleich abgeben und den Dekan um einen baldigen Termin bitten.“¹³ Offenbar gab es aber noch Schwierigkeiten. Denn Curtius übermittelt am 10. Mai an Schmitt ein Monitum zur Kenntnisnahme und bemerkt dazu: „Seit dem mit Ihnen genossenen Doctorschmaus hatte ich keine Gelegenheit, Frl. Murray wiederzusehen, habe auch nichts von ihr gehört und würde daher für einen sachkundigen Rat Ihrerseits betr. die

11 Wilhelm Dibelius (1876-1931), Privatdozent Berlin 1901, Prof. in Posen (1903), Hamburg (1911), Bonn (1918), Berlin (1925).

12 Briefentwurf von Schmitt an Curtius, *Nachlass*, RW 265-12893.

13 Brief von Curtius vom Februar 1922 an Murray, *Nachlass*, RW 265-2680. Dass dieser Brief in Schmitts Nachlass erhalten ist, deutet schon auf das enge Verhältnis hin.

weitere Behandlung der Angelegenheit sehr dankbar sein.“¹⁴ Offenbar ging es auch um ausgeliehene Bücher, denn Curtius schreibt am 14. Mai noch: „Gleichzeitig mit Ihrem Brief für den ich Ihnen bestens danke, kamen ein paar Zeilen von Frl Mr, die allerdings die Bibliotheks-Angelegenheit nicht berühren. Ich lasse inzwischen in der Wohnung von Frl M nachfragen und hoffe eine Adam Müllersche ‚Vermittlung‘ von Keltischem Genie- und germanischem Ordnungsstandpunkt zu erzielen.“¹⁵ Das alles deutet darauf hin, dass Curtius um Schmitts Verhältnis zu Murray wusste. Sein Brief nimmt noch ein weiteres Treffen in Bonn in Aussicht, das vermutlich auch zustande kam. Denn vom 18. Mai 1922 ist eine Postkarte gestempelt, die ein Treffen für den nächsten Sonntag vorschlägt. Curtius musste für eine Prüfung nach Bonn.¹⁶ Am 26. Mai 1922 wird Murray in Marburg promoviert. Die intensive Korrespondenz bricht nun fast vollständig ab, weil die Promotionsangelegenheit erledigt ist. Nur eine Postkarte von Curtius an Schmitt,¹⁷ vom Januar 1924 gestempelt, ist noch im Nachlass erhalten, die für den Erhalt der Schrift *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* durch die Zeitschrift *Hochland* – evtl. als Rezensionsexemplar gedacht – dankt. Murrays – Schmitt gewidmete – Dissertation erschien dann 1924 bei Duncker & Humblot.

Der leicht skeptische Eindruck, den Curtius zunächst von Murray gewann, mag mit deren damaligem Befinden zu tun haben. Vielleicht spielten aber auch Sprachprobleme und anderes eine Rolle. Die vorzüglichen „Fragmente“ jedenfalls gingen durch Schmitts Hände. Ein (im Nachlass) erhaltener Brief Murrays an Schmitt vom 22. November 1921¹⁸ lässt dessen Beitrag erahnen:

This morning I copied up the notes on Keats. Did you write another conclusion? You said the one you sent me is sketchy. There is practically nothing on Taine here. Neither the literary nor correspondance is in the seminar. I have not yet tried the Stadtbibliothek. I believe it is very hard to get any book you want. Carl, shall I send you my Taine et

14 Brief von Curtius vom 10. 5. 1922 an Schmitt, *Nachlass*, RW 265-2693. Dieser Brief ist, ebenso wie die Folgenden, nur im Nachlass, nicht in der zitierten Zeitschriften-Edition enthalten.

15 Brief von Curtius vom 14. 5. 1922 an Schmitt, *Nachlass*, RW 265-2693.

16 Postkarte von Curtius an Schmitt, gestempelt vom 18. 5. 1922, *Nachlass*, RW 265-2694.

17 Postkarte von Curtius an Schmitt, gestempelt vom Januar 1924, *Nachlass*, RW 265-2695.

18 Brief Murrays an Schmitt vom 22. 11. 1921, *Nachlass*, RW 265-10053.

les Lokistes in German? Then we shall have finished with the middle chapter. Curtius says the *Arbeit* must be handed in in Germany. Will you make out the chapters and headings for me in German, as you think it ought to be? The translation of Baldensperger's dispositions is somewhere in a letter. I have all your letters here, tied up together, and I don't like disturbing them while we are within reach of each other. Am I asking you to do so much, Carl dear? [...] Shall I use your translation of Baldensperger's dispositions or will you make me another index? When I have written all I can for the first two chapters will you formulate them for me in German, and add and alter what you think? [...] I believe all depends on the *Arbeit*. I have an idea that Curtius will not be hard in the oral, and that Deutschbein¹⁹ will be easy because of Curtius' influence on him.

Inwieweit Schmitt diesen hohen Erwartungen entsprochen hat, ist aus der Korrespondenz nicht ersichtlich. Die kommenden Tagebücher werden hier weiteren Aufschluss geben. Das im Nachlass erhaltene Handexemplar der Druckfassung von 1924 enthält keine persönlichen Bemerkungen. Ausführlich nimmt Schmitt aber im Vorwort zur zweiten Auflage der *Politischen Romantik* zum Ertrag der Studie Stellung (*PR II*, 15-18). Die Einleitung und Gliederung von Murrays Studie zeigen durchaus seine Handschrift. Die Studie führt analytisch vor, dass bei Taines Darstellung des komplexen Gegenstandes „englische Romantik“ sehr verschiedenartige „Gesichtspunkte“ und „Idealvorstellungen“ leitend waren. „Die sehr verschiedenartigen Gesichtspunkte, die sich in seiner Darstellung der englischen Romantik kreuzen, sind von Kathleen Murray gut analysiert. Doch wird Taine durch solche Widersprüche nicht widerlegt, und sein Werk behält einen ungewöhnlichen Wert“ (*PR II*, 17), schreibt Schmitt 1924 im Vorwort. Taine erscheint bei Murray in seiner Widersprüchlichkeit als „einer der großen symbolischen und repräsentativen Männer des 19. Jahrhunderts“ (Murray 1924, VI). Die Vorbemerkung ist „Sydney, Oktober 1922“ gezeichnet. Damals lebten die praktizierenden Romantikerforscher schon Welten getrennt.

Im April 1922 schickte Schmitt seinen – Ende Februar 1922 erstmals verlesenen (Schmitt 2001, 26), damals wohl entstandenen – Novellenentwurf an Franz Blei, der eine Ausarbeitung emphatisch empfahl und eine Übersetzung ins Englische vorschlug.²⁰ Im erhaltenen

19 Max Deutschbein (1876-1949), Privatdozent in Leipzig (1902), Professor für Anglistik in Leipzig (1906), Halle (1910) und Marburg (1919-1946).

20 Brief vom 19. 4. 1922 an Schmitt, in: Blei 1995, 40-41 („Ich bitte und beschwöre Sie, setzen Sie sich daran und exkurieren Sie wie es die Sache doch verlangt.“).

Text macht Schmitt sich über Murray, scheint's, lustig, die die novel-listische Abrechnung als „Apologie des römischen Katholizismus“ missverstanden. Der Entwurf endet satirisch mit einem Streit um die Wertung der literarischen Frauengestalt, der Stellvertreterin Caris, und einem Deutungsstreit um die Novelle, wie es der literarischen Tradition des Rahmengesprächs im Novellenzyklus entspricht. Schmitt schreibt:

Franz Blei konnte ich die Geschichte leider nicht erzählen; aber ich zweifle nicht, dass er sie auf die Beziehungen der offiziellen Kirche zu der die Kirche immer weiter schleppenden, aber trotzdem zur Hölle führenden Häresie deuten würde. Dagegen hörte ich aus dem Munde einer Irländerin, Kathleen Murray, die Versicherung, dass sie niemals eine schönere Apologie des römischen Katholizismus gehört habe. Nach dem perfiden Tiefsinn jener Ansicht von Franz Blei war das eine große Beruhigung. Aber ich möchte die Geschichte doch noch einmal erzählen. (Schmitt 2001, 27)

Die Bemerkung ist wohl ironisch. Schließlich schickte Schmitt den Entwurf zur Beurteilung an Blei. Und die Heiligung einer betrügerischen Frau wäre wohl nicht sehr katholisch. Sie wäre die von Schmitt verspottete Kompensation der modernen „Seelenlosigkeit“ durch die Anstaltskirche (Schmitt 1923a, 19f.). Gelegentlich las Schmitt die Novelle vor. Nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau suchte Murray aus Australien noch erneuten Kontakt.²¹

Blei forderte am 10. 4. 1922 die Geschichte ein. Am 7. 5. fasst er nach: „Schade, dass Sie mit dem Zigeuner sich in bequemer Ruh lassen.“ Die autobiographischen Hintergründe machen das verständlich. Schmitt forderte wohl den Entwurf zurück, denn am 20. 7. 1922 versichert Blei: „Den Zigeuner habe ich, wie ich merke, vor Wochen schon an Ihre Adresse Universität Bonn abgeschickt. Was haben Sie mit ihm vor?“ Offenbar fand sich der Text nicht gleich, denn am 24. 7. versichert Blei erneut: „Den Zigeuner habe ich bestimmt an die Universität geschickt.“

- 21 Es sind weitere Briefe und Postkarten Murrays erhalten, die Erinnerungen und „Gelübde“ (29. 5. 1951, *Nachlass*, RW 265-10055) sehr offen ansprechen. Murray bittet um ein Wiedersehen in Deutschland oder Australien. Am 20. 12. 1960 schreibt sie: „Möchtest Du mich in diesem Leben wiedersehen, Carl? [...] Wenn Du in Deiner Antwort auf diesen Brief nichts von einem Wiedersehen erwähnst, werde ich daraus ersehen, dass mein Besuch Dir keine Freude bereiten würde und ich werde mich fügen.“ Offenbar hat Schmitt nicht geantwortet. Denn am 13. 12. 1971 schreibt Murray an das Pfarrhaus in Plettenberg, ob „sich noch unter Ihren Pfarrkindern Professor emeritus Dr Carl Schmitt“ befinde, von dem sie seit 14 Jahren nichts mehr gehört habe. Sie fragt nach Befinden und Adresse. Offenbar hat der Pfarrer den Brief weitergegeben. Die späten Briefe klingen, als ob Murray lebenslang auf Schmitt gewartet habe. Der Katholizismus spielt in ihnen eine große Rolle. Der Eindruck einer frühen strategischen Beziehung zum akademischen Ghostwriter ist dadurch genommen.

Mit dem Vorwort zur zweiten Auflage der *Politischen Romantik* kommt Schmitts Romantikforschung zu einem Abschluss. Am 19. Mai 1924 hält Schmitt im Kulturberrat der Rheinischen Zentrumspar- tei aber noch einen Vortrag über „Romantik und Politik“, der den Ge- gensatz zu Kirche und Staat betont. „Gegenüber der romantischen These: ‚Auf Poesie gründen sich die Throne‘ muß daran festgehalten werden, dass nicht auf Poesie, auf Schwärmerei, sondern auf Recht, Zucht und Ordnung die Staaten gegründet sind. Romantik kann etwas sehr Schönes sein, wenn sie im Religiösen den festen Bezugspunkt findet“, referiert der Berichterstatter einer Kölner Tageszeitung im Mai 1924.²² In der Diskussion grenzte Schmitt damals seinen Stand- punkt deutlich von Othmar Spann ab.

Er profiliert seine Position in den nächsten Jahren noch in wenigen kleineren Rezensionen, wobei die Besprechung eines Buches von Paul Kluckhohn (Schmitt 1926b) eine alte Dankesschuld abträgt (vgl. *TB II*, 171f.). Romantikforschung treibt er aber nicht weiter. Er verlegt sein geistesgeschichtliches Interesse auf die Staatsphilosophie der Ge- genrevolution und Ideengeschichte des Vormärz einerseits sowie die Staatstheorie der frühen Neuzeit andererseits. Seinen Auszug aus der Romantik beschließt er 1925 im katholischen *Hochland* literarisch mit „Notizen von einer dalmatinischen Reise“. Scharf grenzt er hier „Illy- rien“, die Heimat seiner zweiten Ehefrau, von seiner romantischen Er- schließung durch Venedig ab. Mit seiner zweiten Ehe verbindet Schmitt nun einen Raum jenseits der Romantik. „Die Erde, nicht das Blut, gibt dem Menschen, dem Sohn der Erde, seine Gestalt und sein Antlitz“ (Schmitt 1995, 483)²³, schreibt er damals schon. Die „Land- nahme“ (Schmitt 1950c, 11ff.) zeichnet sich als rettende Kategorie ab. Später dankt er seiner sauerländischen Heimat die katholische Erdung (Schmitt 1995, 513ff.). Seinen literarischen Abschied von der Roman- tik inszeniert er also recht sorgsam. Ob der Auszug aber gelang, steht auf einem anderen Blatt. Ein polemisches Nachspiel hat die Kritik der modernen Subjektivität noch in Auslassungen zur Emigration und zum „jüdischen Geist“. Wenn Schmitt 1934 den *Sieg des Bürgers über den Soldaten* (Schmitt 1934) beschrieb, trug dies Züge eines Eingeständnisses: Er hatte den Buribunken in sich nicht überwunden und seine Form nicht gefunden.

Blickt man auf diese Selbstkritik des „Ästhetizismus“ zurück, zeigt sich deren existentielle Bedeutung für das eigene Überleben am Rand

²² *Nachlass*, RW 265-19912.

²³ Vgl. dann Schmitt 1942, 3 („Der Mensch ist ein Landwesen, ein Landtreter.“).

des Suizids sowie grundlegende Bedeutung für die Ausarbeitung der „Politischen Theologie“. Die Entscheidung für Etatismus und Katholizismus fiel Schmitt nicht leicht. Seine katholische Prägung war ihm sozial verleidet.³⁴ Sie spielte zunächst nur die negative Rolle, dass die Sehnsucht nach verlorenen Bindungen unmäßige Gegenwarts kritik provozierte. Von der „scholastischen Erwägung“ über die *Politische Romantik* führt aber ein direkter Weg bis zur *Politischen Theologie*. Dort bezog Schmitt eindeutig eine katholische Gegenposition, die er vom Konversionskatholizismus der Romantiker scharf unterschied und rhetorisch festhielt. Was Schmitt an sich bemerkte, schrieb er dem Zeitalter zu. Soziologische Analyse und Selbstanalyse verschränkte er kaum unterscheidbar miteinander, wie es der klassischen Tradition seit Platon und Hobbes auch entsprach.

Siglen- und Literaturverzeichnis

Siglen:

- PR: Carl Schmitt, *Politische Romantik*. München: Duncker & Humblot 1919
 PR II: Carl Schmitt, *Politische Romantik*. 2. (erweiterte und mit einem Vorwort versehene) Auflage. München: Duncker & Humblot 1925
 TB I: Carl Schmitt, *Tagebücher. Oktober 1912 bis Februar 1915*. Hrsg. von Ernst Hüsmert, Berlin: Akademie 2003
 TB II: Carl Schmitt, *Die Militärzeit 1915 bis 1919. Tagebuch Februar bis Dezember 1915, Aufsätze und Materialien*. Hrsg. von Ernst Hüsmert und Gerd Giesler, Berlin: Akademie 2005
 Nachlass: *Nachlass Carl Schmitt*, Düsseldorf, Hauptstaatsarchiv Nordrhein-Westfalen, RW 265

Weitere zitierte Schriften Carl Schmitts:

- Carl Schmitt (1913) „Schopenhauers Rechtsphilosophie außerhalb seines philosophischen Systems“, in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform* 10 (1913), 27-31
 – (1914) *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen*. Tübingen: Mohr
 – (1916a) *Theodor Däublers ‚Nordlicht‘. Drei Studien über die Elemente, den Geist und die Aktualität des Werkes*. Berlin: Duncker & Humblot 1991
 – (1916b) „Das Gesetz über den Belagerungszustand in der Rechtsprechung“, in: *Preußisches Verwaltungs-Blatt* 37 (1916), 310-312

³⁴ In den Tagebüchern äußert Schmitt sich oft negativ über seine Herkunft.

- (1916c) „Diktatur und Belagerungszustand. Eine staatsrechtliche Studie“, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 38 (1916), 138-162
- (1916d) „Die Einwirkung des Kriegszustands auf das ordentliche strafprozessuale Verfahren“, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 38 (1916), 783-797
- (1916e) „Rechtsbegriff und Rechtsidee“, in: *Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* 17 (1916), 431-440
- (1921a) „Politische Theorie der Romantik“, in: *Historische Zeitschrift* 123 (1921), 377-397
- (1921b) *Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf*. Berlin: Duncker & Humblot⁴1978
- (1922) *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*. Berlin: Duncker & Humblot³1979
- (1923a) *Römischer Katholizismus und politische Form*. 1923/25, Stuttgart: Cotta 1984
- (1923b) *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*. München: Duncker & Humblot²1926
- (1926a) „Rezension von Friedrich Meinecke, *Idee der Staatsräson*“, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 56 (1926), 226-234
- (1926b) „Rezension von Paul Kluckhohn, *Persönlichkeit und Gemeinschaft*“, 1925, in: *Deutsche Literaturzeitung* 22 (1926), Sp. 1061-1063
- (1930) *Hugo Preuß. Sein Staatsbegriff und seine Stellung in der deutschen Staatslehre*. Tübingen: Mohr.
- (1934) *Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches. Der Sieg des Bürgers über den Soldaten*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- (1936) „Die deutsche Rechtswissenschaft im Kampf gegen den jüdischen Geist“, in: *Deutsche Juristen-Zeitung* 41 (1936), 1193-1199
- (1938) *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- (1942) *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung*. Leipzig: Reclam.
- (1950a) *Donoso Cortés in gesamteuropäischer Interpretation. Vier Aufsätze*. Köln: Greven.
- (1950b) *Ex Captivitate Salus. Erfahrungen der Zeit 1945/47*. Köln: Greven.
- (1950c) *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*. Köln: Greven.
- (1995) *Staat, Großraum, Nomos. Arbeiten aus den Jahren 1916-1969*. Hrsg. von Günter Maschke. Berlin: Duncker & Humblot.
- (2000) *Jugendbriefe. Briefschaften an seine Schwester Auguste 1905 bis 1913*. Hrsg. von Ernst Hüsmert, Berlin: Akademie
- (2001) „Der treue Zigeuner“ (1922), in: *Schmittiana* 7 (2001), 20-27

Sonstige Literatur:

- Hugo Ball (1924), „Carl Schmitts Politische Theologie“, in: *Hochland* 21, 263-285
- Hugo Ball (1946), *Flucht aus der Zeit*, Luzern: Stocker
- Matthias Braun/Volker Pesch (2001), „Die Umstände der Berufung Carl Schmitts nach Greifswald“, in: *Schmittiana* 7 (2001), 195-206
- Winfried Baumgart (2000), „Friedrich Wilhelm IV.“, in: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.), *Preußens Herrscher*. München: Beck, 219-241
- Franz Blei (1995), *Briefe an Carl Schmitt 1917-1933*. Hrsg. von Angela Reinthal, Heidelberg: Mautius
- Ernst-Wolfgang Böckenförde (1995), *Die deutsche verfassungsgeschichtliche Forschung im 19. Jahrhundert. (Schriften zur Verfassungsgeschichte 1)*. 1961, 2., ergänzte Auflage. Berlin: Duncker & Humblot
- Karl-Heinz Bohrer (1989), *Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp
- Fritz van Calker (1927), *Einführung in die Politik*. München: Schweitzer
- Manfred Dahlheimer (1998), *Carl Schmitt und der deutsche Katholizismus 1888-1936*. Paderborn: Schöningh
- Wilhelm Dilthey (1931), *Weltanschauungslehre. Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie*. Leipzig: Teubner
- Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1970), *Theorie-Werkausgabe*. Frankfurt: Suhrkamp
- Dieter Henrich (1991), *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Karl Larenz (1931), *Rechts- und Staatsphilosophie der Gegenwart*. Berlin: Juncker und Dünhaupt
- (1938), „Das rechtswissenschaftliche Lebenswerk Rudolf Stammlers“, in: *Deutsches Recht* 8 (1938), 263-269
- Heinrich Lausberg (1993), *Ernst Robert Curtius (1886-1956)*. Stuttgart: Steiner
- Karl Löwith (1935), „Der okkasionelle Dezisionismus von Carl Schmitt“, in: ders., *Sämtliche Schriften Bd. VIII*. Stuttgart: Metzler 1984, 32-71
- Georg Lukács (1928), „Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*“, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* 13 (1928), 307-308
- Gerhard Masur (1926), „Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*“, in: *Historische Zeitschrift* 134 (1926), 376-377
- Reinhard Mehring (1989), *Carl Schmitts Denkweg am Leitfaden Hegels. Katholische Grundstellung und antimarxistische Hegelstrategie*. Berlin: Duncker & Humblot
- (2004), „Macht im Recht. Zur Entwicklung von Carl Schmitts Rechtsbegriff“, in: *Der Staat* 43 (2004), 1-23
- (2005), „Carl Schmitt, Leo Strauss, Thomas Hobbes und die Philosophie“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 112 (2005), 378-392
- (2006), *Carl Schmitt zur Einführung*. 3., ergänzte Aufl. Hamburg: Junius

- Friedrich Meinecke (1920), „Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*“, in: *Historische Zeitschrift* 121 (1920), 292-296
- Kathleen Murray (1924), *Taine und die englische Romantik*, München: Duncker & Humblot
- Rolf Nagel (Hrsg.) (1981), „Briefe von Ernst Robert Curtius an Carl Schmitt“, in: *Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literatur* 133 (1981), 1-15
- Helmut Quaritsch (1989), *Positionen und Begriffe Carl Schmitts*, Berlin: Duncker & Humblot
- Hans Rothfels, Rezension von Carl Schmitt, *Politische Romantik*, in: *Deutsche Literatur-Zeitung* 47 (1926), 432-437
- David Friedrich Strauss (1847), *Der Romantiker auf dem Thron der Caesaren, oder Julian der Abtrünnige*. Mannheim: Bassermann
- Ingeborg Villinger (1995), *Carl Schmitts Kulturkritik der Moderne. Text, Kommentar und Analyse der ‚Schattenrisse‘ des Johannes Negelinus*. Berlin: Akademie
- Bernd Wacker (Hrsg.) (1994), *Die eigentlich katholische Verschärfung...: Konfession, Politik und Theologie im Werk Carl Schmitts*. München: Fink
- (Hrsg.) (1996), *Dionysios DADA Areopagita. Hugo Ball und die Kritik der Moderne*. Paderborn: Fink